

Samstag ist Selbstmord

„Samstag ist Selbstmord!“ sangen Tocotronic. „Samstag ist Selbstmooord!“ grölte Enno vorm Computer. Er tippte seit dem frühen Morgen an seinem Beitrag für ein Seminar. Richtig voran kam er nicht, aber er kam voran. Er hatte Zeit. Jetzt taperte er aber erst mal zur Anlage und wechselte die CD. Statt der Hamburger Schule schallte nun Iggy Pops raue Stimme aus den Boxen. Eigentlich nicht direkt. Zunächst scheperten Gitarren hell im Solo, wurden leiser, mit anderem, fetterem Geschepper schwoll die Lautstärke wieder an, nach einigen Takten setzte das Schlagzeug ein, kurz verzögert dahinter begann eine Kuhglocke rhythmisch ihr Mantra. Nachdem der Song eine halbe Minute lief, schrie Iggy Pop die ersten Zeilen. „So messed up, I want you here, in my room I want ya here, now we're gonna be face to face, and I lay right down in my favorite place, but now I wanna be your dog, but now I wanna be your dog, but now I wanna be your dog“. Enno hüpfte durch sein Wohnzimmer, wirbelte die Arme umher, stampfte mit den dicken Wollsocken auf den braunen Dielen. Schrie sich die Seele aus dem Leib, riss sich den Pullover vom Körper, schmiss ihn aufs Sofa, tanzte zur Einbauküche, stieß unterwegs mit dem Schienbein an den Küchensstuhl, hielt kurz inne im wilden Revoluzzeranzug, um sich das schmerzende Schienbein zu reiben, hüpfte kurz auf einem Bein und setzte dann seine Soloperformance fort. Schade, dass er keine Kamera besaß. Dass er nicht unbedingt hübsch anzusehen war, beim Rumgehopsen, war Enno klar. Na und? Was interessierte ihn der äußere Schein?

„Well, come on!“ grölte er begeistert. „Well, come on!“ antwortete ihm Iggy. Dann schwiegen beide, nur die Kuhglocke klingelte, der Schlagzeuger trommelte und die Gitarren jaulten um die Wette. „But now I'm ready to close my eyes“, sangen Enno und Iggy im Duett. Iggy, der König. Rau, ehrlich. Was war ER denn, Enno? Bisher noch nicht soviel. Halbwegs erfolgreich im Studium. Auch erst nach der Vorprüfung, aber immerhin. Belesen wie ein Bibliothekar. In der neunten Klasse freiwillig Goethes Faust gelesen. Wahrscheinlich durch das junge Alter noch nicht alle Anspielungen vom alten Meister kapiert und auch einige der Gedankengänge nicht. Aber immerhin bis zu Ende durchgelesen. So gut wie alle Herman Hesse Bücher gelesen. Einen Großteil von Fallada, querbeet durch die Literatur von Goethe bis Stephen King. Und dann studierte er doch Medizin, nix mit Literatur. Auch nichts mit Geschichte, seinem Lieblingsfach. Mit der diffusen Idee am Anfang, zu lernen, wie das Denken konkret funktioniert, zu verstehen, wie ein Gedanke, den kein anderer als man selber hat, im Kopf entsteht, zu erfahren, wie im Kopf Bilder entstehen können, zu kapieren, wie man im Kopf Musik (inklusive Kuhglockengeschepper) hören kann, auch wenn man sich in dem Augenblick in einem stillen Raum aufhält, des-

wegen hatte er Medizin studiert. Auch weil er es spannend fand, was andere Leute denken, wie sie denken, was sie erlebt haben. Weil Ärzte die Leute ausfragen dürfen wie ein Pfarrer bei der Beichte. Wie das Denken funktioniert, wusste allerdings noch keiner so genau wie Enno es wissen wollte. Die Ausfragerei gab's, mehr Spaß machte ihm aber einfach die Unterschiedlichkeit der Patienten, die er kennen lernte.

„But now I'm ready to close my mind!“ Zu erfahren, wie unterschiedlich sie mit ihren Krankheiten umgingen, zu erfahren, was für ein Vertrauensverhältnis entstand zwischen Ärzten und Patienten. Zu erfahren, wie spannend der Beruf wurde, wie intensiv, weil man die Menschen ohne Maske sieht und erlebt. Weil man mit der kompletten Gefühlsbreite konfrontiert wird, weil man versucht, den Menschen unvoreingenommen zu begegnen. Weil man erfährt, wie schwer es ist, jedem Menschen unvoreingenommen zu begegnen.

„But now I'm ready to feel your hand!“ Weil man an seine Grenzen kommt, als Student sehr viel weniger wahrscheinlich als ein „fertiger“ Arzt, aber man bekommt eine Ahnung davon, wie es sein könnte. Wie man im Praktikum merkt, dass man ganz leicht in eine Routine verfällt, dass man nach einer gewissen Zeit nicht mehr jedem Patienten uneingeschränkt zuhört, dass man nicht mit jedem Patienten mitfühlt. Wie man merkt, wie hart es sein wird, wie viel man an sich arbeiten muss, auch wenn man sich selbst eigentlich ganz toll findet. Weil man ja links ist, intelligent, ach so belesen ist und doch ein netter Typ ist. Was half ihm diese Fassade?

„To lose my heart on burnin' sand.“ Enno stieß mit dem Ellenbogen ans Regal, dass leicht ins Wanken geriet. Ein Foto fiel ihm vor die blauen Socken. Berlin, 1. Mai 2002. Er mit einem Strauß roter Nelken, eine Hand auf der Schulter von Karl Marx, auf dem Alex, oder zumindest in der Nähe da. Die Nelken hatte jemand anderes da abgelegt, aber sie machten sich hübsch auf dem Foto.

„But now I wanna be your dog!“ Aber was sind die Symbole mehr als eine Fassade? Nix. Er hatte nie mehr als eine Einführung in die Marx'sche Theorie gelesen. In Comicversion. Sein Onkel besaß alle drei Bände vom Kapital. Hatte Enno sich aber nie ausgeliehen. Neulich hatte er sich einen Sampler geleistet. „I can't relax in Deutschland“, mit sogenannten alternativen Gruppen, die sich gegen eine Nationalisierung der Musik wehrten. Die CD wurde in einem hübschen roten Büchlein mit Leineneinband geliefert. Die Musik war gut, die Texte im Büchlein waren zum Kotzen. Jemand fing dort an, von Adorno und der Frankfurter Schule zu schwafeln. Das war Enno zuviel. Diese Phrasendrescherei, die keine Sau verstand. Er zumindest nicht. Erinnernte ihn an das, was sein Vater, ein mittlerweile gut situiertes Alt-68er, ihm von damals erzählt hat. Von den langen

langweiligen Diskussionen, bei denen nichts herauskam. Enno fand es gut, nachzudenken. Er fand auch Diskussionen gut. Aber die ganze Zeit? Und was war die Konsequenz der Diskussionen?

„But now I wanna be your dog!“ Enno hatte mal auf einer DVD ein Konzert von Iggy Pop in Brüssel gesehen. Mit nacktem Oberkörper tanzte Iggy unermüdlich auf der Bühne herum, lud zu „The Passenger“ willige Tänzer aus der Zuschauer Masse auf die Bühne, spielte mit dem Mikrophon und ahmte ab und zu Bauchtanz nach, hörte nie auf, sich zu bewegen. Enno wirbelte seinen Kopf im Greifswalder Wohnzimmer umher. Er trug kurze Haare, was das Head-bangen erschwerte.

„But now I wanna be your dog“.

Er wollte nie irgendjemandes Hund sein. Nie hörig sein. Frei sein. Dazu konnte er relativ gut verdienender Arzt sein. Solange sein Kopf frei blieb. Solange er nicht die Parolen mitgrölte. Auch die linken Parolen waren meist nichts anderes als Massenparolen ohne Inhalt. Was gingen ihn den die an, die keinen Staat mehr wollten? Wie er selber handelte, war entscheidend. „Well, come on!“ Gitarrengeplänkel. Ein heiseres „Whoohooo“ von Iggy. Ein lautes „Whoohooo“ von Enno. Er konnte sehr gut relaxen in Deutschland. Klar, alles fand er auch nicht gut, aber was soll's? Ganz übel war's nun auch nicht.

„Well, come on!“ und wieder „Whoohooo“ von Iggy und Enno. Gitarrensolo. Gitarre, die immer leiser wurde. Dann war das Lied zu Ende.

Enno ließ sich aufs Sofa fallen.

Er wollte an sich selber arbeiten. Sozusagen sich selbst verbessern, bevor er anfing, an anderen herumzukritteln, auf ihre Fehler zu zeigen. Perfekt würde er nie, wollte er auch nie werden. Aber bewusst leben. Würde er wahrscheinlich auch nie hundertprozentig. Aber wenigstens versuchen, aufmerksam zu bleiben, könnte er. Pragmatisch leben. Idealistisch bleiben, aber mit Blick auf die Realität. Träumen, aber auch im Diesseits leben. Sich nicht zu sehr ans Materielle binden, Abstand behalten. Er war froh, in einem relativ netten Land zu leben. Zu kritisieren gab es einiges, aber immerhin war er hier frei. Er konnte studieren. Er war privilegiert, nicht allen ging's so. Er hatte die Zeit und Muße, sich Gedanken über sich selbst machen zu können, überlegen zu können, wie er leben wollte, wie er sich anderen gegenüber generell verhalten wollte.

Er hatte Zeit und Muße, sich vorzunehmen, ehrlich sich selbst und anderen gegenüber zu sein, zu versuchen, seine eigenen Charakterschwächen offensiv anzugehen, in der Hoffnung, irgendwann seinem Ideal einen Schritt näher gekommen zu sein, ohne in irgendein Extrem verfallen zu sein und keinem Fundamentalismus anzugehören. In der Hoffnung, wenn er denn mal etabliert sein sollte, sich doch noch selbst achten zu können. Und immer noch zu Iggy Pop unästhetisch durch die Wohnung hopten zu können.

Samstag war noch lange nicht Selbstmord.

Jan Ulrich Lichte

<< Angst >>

Oh Gott,
was ist mir dir? Vom Schlaf geweckt, du zitterst, du schwitzt,
blaue Augen blaues Gesicht, als ob du seit Tagen durstig bist,
als ob du Hunger hast, du hast Sucht, und wie du süchtig bist,
du bist entsetzt, verwirrt, eingeschüchtert und du hast Angst,
wenn die Nacht kommt und die Macht über dich hat,
wenn du allein bist, wenn du nachdenkst,
wenn die Hunde bellen und das Telefon klingelt,
wenn es stürmisch wird und das Fenster auf und zugeht,
hörst du dieses Lied, das Lied des Windes,
dies ist das Monster da draußen; Ich bin das Böse eines Kindes.
Spürst du diese Schmerzen in mir, es ist die Zornigkeit des Teufels.
Tut mir leid, ich muss dich jagen. Das ist die Zone des Zornes.
Entschuldige, ich muss dich töten. Das ist die Geilheit des Blutes.
Komisch, ihr liebt das Leben sehr, so dass ihr dafür sterben könntet.
Ist das Leben nicht wie ein Wunder? Warte nicht auf ein Wunder!
Los los, fang damit an, ich greife dich kräftig an, zieh dich warm an!
Verlasse deinen Körper, und kämpfe mit deinem Geist!
Dein Geist schnarcht, weist du wieso, du bist Vergangenheit!
Du hast keine Chance, Schande; du vergeudest meine Zeit.
Ich glaube du gehst langsam unter, da du so schwach bist.
Oh wie erniedrigend bist du allein, du darfst schreien und
um Hilfe betteln, doch keiner hört dir zu, keiner versteht,
keiner kommt und keiner geht. Alles wird in fürchterliche
Furcht versenken. Ich kann deine Angst riechen, Spürst
du diese Kraft, ja, meine Stärke ist verflucht!
Hab doch keine Angst,
das war nur ein Traum!

Der Autor ist ein Greifswalder Student palästinensischer Herkunft, der in seinen Gedichten versucht sich mit traumatischen Erlebnissen während seines Militärdienstes im Gazastreifen auseinander zu setzen. Mit der Willkür der Befehlshaber, mit dem täglichen Geschundenwerden, mit der großen Langeweile, während des Dienstes und vor allem mit der allgegenwärtigen Angst, die immer begleitend ist, in einem Konflikt, in den der Autor gegen seinen Willen hineingezogen wurde, ohne dabei Position für eine der beiden Seiten beziehen zu wollen. Seine einzige Position ist die gegen die Befehlshaber und gegen den Konflikt, aber für den Frieden.